

# Voltaire und Friedrich der Grosse

Autor(en): **Strachey, Lytton**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1929)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759753>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Voltaire und Friedrich der Große

von Lytton Strachey

Deutsch von Hans B. Wagenseil

Voltaire war zweiundvierzig Jahre alt und bereits einer der berühmtesten Männer seiner Zeit, als er, im August 1736, einen Brief vom Kronprinzen von Preußen empfing. Dieser Brief war der erste eines Briefwechsels, der, mit einigen längeren Unterbrechungen, über vierzig Jahre währen sollte.

« Das Entgegenkommen und die Ermutigung – (schrieb Friedrich) –, die Sie allen denen entgegenbringen, die sich den Künsten und den Wissenschaften widmen, lassen mich hoffen, Sie möchten mich nicht ausschließen aus der Zahl derer, die Sie Ihrer Belehrungen für würdig erachten. So bezeichne ich Ihre Schriften, die für jedes denkende Wesen nichts anderes sein können als bereichernd. Ich wage darüber hinaus zu behaupten, ohne jemandes Verdienst zu schmälern, daß es auf der ganzen Welt niemanden gebe, dem Sie nicht der Lehrmeister sein könnten. »

Für die nächsten vier Jahre bewegte sich der Briefwechsel in diesen Linien. Es war ein Briefwechsel zwischen einem Lehrer und einem Schüler: Friedrich, geteilt in seinen Neigungen zwischen deutscher Philosophie und französischer Dichtung, erging sich mit gleicher Weit-schweifigkeit über den Freien Willen und *la raison suffisante*, Oden über *La Flatterie*, und Briefen über die Humanität, indes Voltaire den Ball zurückgab in Gestalt nicht minder umfangreicher philosophischer Entgegnungen, zugleich mit zergliedernden Kritiken Seiner Königlichen Hoheit Irrtümer im französischen Satzbau und französischer Rechtschreibung. Nur äußerst selten kann man zwischen den langen und sorgfältigen Satzbauten schwache Andeutungen von Gefühl oder Charakteräußerungen entdecken. Voltaires Beflissenheit scheint, ein oder das andere Mal, die Merkmale von etwas wie echter Begeisterung anzunehmen, und man nimmt wahr, daß nach zwei Jahren Friedrichs Briefe nicht länger beginnen mit « Monsieur », sondern mit « Mon cher ami », zuletzt unmerklich hinübergleitend in « Mon cher Voltaire. »

1740 wurde Friedrich König von Preußen, und ein neuer Zeitlauf in den Beziehungen der beiden Männer begann. Die nächsten zehn

Jahre waren für beide Teile Jahre zunehmender Entgötterung. Voltaire entdeckte bald, daß seine einstige Phrase vom « prince philosophe, qui rendra les hommes heureux » in der Tat eine Phrase war und weiter nichts. Sein *prince philosophe* entpuppte sich als lustiger Eroberer, überzog ganz Europa mit Krieg und schuf Preußen in eine große Militärmacht um. Friedrich wurde offenbar mit einem Schlag eine weit gefährlichere Naturkraft, als Voltaire es erwartet hatte. Andererseits brauchte der gereifte Sinn des Königs nicht lange, um zu begreifen, daß die Begeisterung des Prinzen ein gut Teil Zurechtrückung bedürfe. Mit plötzlicher Kurzangebundenheit klagt er Voltaire schriftlich an, daß er seine Manuskripte herumzeige, die, wie er sagt, ihm nur unter der Voraussetzung « *d'un secret inviolable* » zugegangen seien. Er schreibt an Jordan und beschwert sich über Voltaires Geiz in herbsten Ausdrücken...

Und doch, während seine Ansicht über Voltaires Charakter zunehmend strenger wird, bleibt die Bewunderung seiner Talente ungemindert. Denn, hatte er auch der Metaphysik abgeschworen, als er auf den Thron kam, so konnte doch Friedrich nie seinem Hang zu französischer Dichtkunst entsagen; er erkannte in Voltaire den unerreichten Meister dieser anspruchsvollen Kunst. Und seit Jahren hatte er es sich in den Kopf gesetzt, daß er früher oder später den Verfasser der *Henriade* « besitzen » würde – denn wörtlich so drückte er sich aus, – ihn halten würde in Berlin als stolzeste Zier seines Hofstaats und, vor allem das, ihn jederzeit würde verfügbar zur Hand haben, um seinen eigenen Versen den letzten Schliff zu geben.

Im Herbst 1743 schien es einen Augenblick lang, als sollte sein Wunsch in Erfüllung gehen. Voltaire machte einen mehrere Wochen währenden Besuch in Berlin; er war geblendet von der Liebenswürdigkeit des Empfanges und dem Glanz seiner Umgebung, und er begann den honigsüßen Einflüsterungen der Preußischen Majestät ein williges Ohr zu leihen. Plötzlich aber reiste Voltaire ab: die Berliner Bezauberung war gebrochen!

Was geschehen war, ist höchst bezeichnend für beide, den Dichter sowohl als den König. Jeder hatte versucht, dem anderen ein Schnippchen zu schlagen, und jeder war dem anderen dahintergekommen. Der französischen Regierung war daran gelegen, Einsicht zu bekommen in die diplomatischen Absichten Friedrichs des Großen, und das auf inoffizielle Weise. Voltaire hatte seine Dienste angeboten und man war übereingekommen, er solle an Friedrich schreiben, daß er sich gezwun-

gen sähe, Frankreich zeitweilig zu verlassen infolge der Anfeindung eines der Regierungsmitglieder, des Bischofs von Mirepoix, und er solle Friedrich um Schutzrecht angehen. Friedrich fiel nicht darauf herein: hatte er auch nicht die große Machenschaft durchschaut, so war er sich doch hinreichend darüber klar, daß Voltaires Besuch in Wahrheit der eines Abgesandten der französischen Regierung sei; dabei glaubte er, eine Möglichkeit zu sehen, seinen Herzenswunsch zu verwirklichen. Voltaire, um seiner Geschichte den Anstrich der Wahrheit zu geben, hatte in seinem Brief an Friedrich den Bischof von Mirepoix mit Spott und Schande bedeckt; und jetzt übersandte Friedrich eben diesen Brief insgeheim an Mirepoix in Person. Seine Rechnung lautete, Mirepoix werde so außer sich geraten, daß er es Voltaire verunmöglichen würde, je wieder nach Frankreich zurückzukehren. Freilich, Friedrichs Plan schlug fehl, und Voltaire wurde getreulich aufgeklärt von Mirepoix über das, was geschehen war. Natürlich war er ernstlich verärgert. Er war nahe daran gewesen, aus freien Stücken nach Berlin zu verziehen, und fand jetzt heraus, daß sein Gastgeber mit Hilfe von Verrat und Ränken versucht hatte, ihn dort zum Bleiben zu zwingen, ob er wollte oder nicht. Es währte lange, ehe er Friedrich vergab. Aber der König war nicht minder darauf bedacht, den Streit beizulegen; immer noch konnte er die Hoffnung nicht aufgeben, zu guter Letzt Voltaire an sich zu ketten; und außerdem war er jetzt besessen von einem anderen und dringlicheren Gelüst: er wollte einen Blick tun in jenes berühmte und berüchtigte Werk, das Voltaire verschlossen hielt in der innersten Lade seines Schreibpults und niemanden sehen ließ als die Begünstigsten seiner Intimen – *La Pucelle*.

« La Pucelle! La Pucelle! La Pucelle! Und noch einmal La Pucelle! » ruft er aus in seinen Briefen. « Um Gottes willen oder besser noch um Ihrer selbst willen, schicken Sie sie mir. » Endlich ließ sich Voltaire erweichen. Er übersandte ein paar Bruchstücke – eben genug, um Friedrichs Appetit zu reizen – und erklärte sich versöhnt.

Dringlich wiederholte Friedrich seine Einladung. Voltaire ließ es sich angelegen sein, einen möglichst günstigen Handel herauszuschlagen: er ausbedang sich von Friedrich einen Übersiedlungszuschuß und traf im Juli 1750 in Berlin ein. Er erhielt Räumlichkeiten in den königlichen Gebäulichkeiten sowohl in Potsdam als in Berlin zugewiesen; er ward zum Kammerherrn ernannt und erhielt das Verdienstkreuz zugleich mit einer Jahrespension von 800 Livres.

Friedrichs Bibliothek, bis zum heutigen Tag in Potsdam aufbewahrt,

zeigt deutlich, was in jenen Tagen einem gebildeten Manne Literatur hieß: sie besteht ausnahmslos aus den französischen Klassikern, den Werken Voltaires und den Meisterwerken des Altertums, übertragen ins Französische des 18. Jahrhunderts. Aber nicht nur gutheißen wollte Friedrich, sondern selbst schöpferisch sein: Verse schreiben nach Art Racines, und Madrigale nach dem Vorbild von Chaulieu. Er füllte Bände, und ihr Inhalt ist einer der schlagendsten Beweise in der Literatur für das abgedroschene Sprichwort: « Ein Dichter wird geboren, nicht erzogen! » Friedrich fühlte selbst, daß hier eine Kleinigkeit nicht stimmte, – eine Kleinigkeit, nicht eben viel. Alles was nottat, war ein wenig Unterweisung; und offensichtlich war Voltaire der Mann, sie angedeihen zu lassen – Voltaire, der einzig wahre Erbe des Großen Zeitalters. Und, tat er das, was verschlug es dann, daß er ein zweifelhafter Ehrenmann war. Denn darüber kann kein Zweifel bestehen: Friedrich hielt ihn rund heraus für einen Finsterling. Aber er würde den denkbar besten Lehrmeister der französischen Sprachkunst abgeben; also mußte er nach Berlin kommen und dort bleiben. Darüber hinaus aber – was den Austausch echter gegenseitiger Neigung betrifft, jedes ursprünglichen Freundschaftsgefühls, der Hochachtung oder auch nur der Rücksichtnahme, – von alledem konnte nicht die Rede sein. Doch glaubte Friedrich sich seiner Sache sicher: mochte auch Voltaire ein « Wicht » sein, ein « Affe » – (so hatte er ihn in seinen Briefen an Freunde benannt) – so würde er ihn doch jederzeit in Zucht zu halten wissen. Ein Knall mit der Peitsche, ein Hinweis auf Einstellung der Pensionierung – und der Affe würde alsbald seine Bosheiten bleiben lassen. Dies war Friedrichs großer, sein grundlegender Irrtum. Denn nicht mit einem Affen hatte er es zu tun, sondern mit einem Teufel – was etwas wesentlich anderes ist.

Einem Teufel – oder einem Engel? Niemand kann es genau sagen. Denn, bei der Vielfältigkeit dieses außergewöhnlichen Geistes, in dem Gut und Böse sich so geheimnisvoll verwoben, Licht und Finsternis in so unenträtselbarer Zweideutigkeit durcheinandergemischt lagen, Kluft an Kluft, folgt auf jede Beurteilung der Zweifel. Eins aber ist gewiß: dieser Geist, ob er nun bewunderungswürdig oder anrühlich war, wurde angetrieben von einer unerhörten Kraft. Dies hatte Friedrich nicht begriffen; und in der Tat: obwohl Voltaire sechsfünfzig Jahre alt geworden war, als er nach Berlin aufbrach, und obwohl sein ganzes Leben sich in breitester Öffentlichkeit abgespielt hatte, gab es doch noch keinen unter seinen Zeitgenossen, der die wahre Natur

seines Genies begriffen hätte. Er war angekommen an der Altersgrenze, und sein Lebenswerk lag noch vor ihm. Nicht als Tragödienschreiber oder Epiker sollte er seinen Platz in dieser Welt einnehmen: War er sich, im Tiefsten seines Unterbewußtseins, dessen bewußt? Trieb ihn ein dunkler Urtrieb an, in letzter Stunde die Bindungen eines ganzen Lebens zu durchreißen, um vorwärtszuschreiten ins Unbekannte? –

Wenn zwei ausgemachte Egoisten aus rein selbstischen Gründen beschließen, miteinander hauszuhalten, weiß jedermann, wie es enden muß. Die zwei nachfolgenden, von allen Geschichtsschreibern immer erneut wiederholten Aussprüche sind nur um ihrer knappen Form willen bezeichnend: « Man wirft die Schale weg, wenn man die Orange ausgepreßt hat » – hatte Friedrich geantwortet, als ihn jemand fragte, wie lange er noch die Grillen des Dichters zu dulden gedenke. Und Friedrich seinerseits wurde hinterbracht, daß Voltaire, als ihm ein Pack der königlichen Verse zur Verbesserung vorgelegt wurde, in den Ruf ausgebrochen sei: « Erwartet denn der Mann von mir, daß ich ihm ewig seine schmutzige Wäsche wasche? »

Es war Voltaires Geldgier, die den ersten ernstlichen Sturm heraufbeschwor. Drei Monate nach seiner Ankunft in Berlin hatte er der Versuchung nicht widerstehen können, sein Vermögen durch eine gesetzwidrige Spekulation zu vermehren. Er wurde in eine Reihe anrüchiger Finanzgeschäfte mit einem Juden verwickelt. Der Jude wurde zwar auf Grund eines Formfehlers verurteilt, aber auch der Dichter verließ den Richtertisch nicht unbefleckt. Mehr noch: es scheint fast sicher, daß er eine Fälschung beging, um einen Meineid zu decken. Der König war wütend und einen Augenblick lang nahe daran, Voltaire aus Berlin zu verweisen. Aber ein paar Wochen später schien die Sonne der königlichen Gnade heller denn je, und Voltaire, der sich in einer Vorstadtvilla verborgen gehalten hatte, kam hervor und freute sich erneut ihrer Strahlen. Fast war seiner Eitelkeit genüge getan. Fast, nicht ganz. Denn war auch sein Ruhm groß, stand er auch im Mittelpunkt der allgemeinen Bewunderung, hofiert vom Adel, geschmeichelt von Prinzessinnen, besaß er volle Freizügigkeit für seine Privatgeschäfte, konnte alltäglich der glänzenden Unterhaltung des Königs genießen – so fand sich, trotz allem, doch ein verschrumpftes Rosenblatt zwischen den seidnen Bettlaken – und er lag wach alle Nächte: Er war nicht der einzige Franzose an Friedrichs Hof!

Der Monarch hatte sich mit einem Häuflein Personen umgeben –

Ausländern meist – deren Aufgabe es war, ihn zu belehren, wenn er Belehrung verlangte; ihm zu schmeicheln, wenn er die Gemütsruhe verlor, und ihn zu unterhalten, wenn er mißgestimmt war. Kaum einer von ihnen war nicht ausgesprochen zweitrangig. Algarotti war ein eleganter Schwätzer über wissenschaftliche Dinge – er hatte ein Buch geschrieben, um Newton der Damenwelt verständlich zu machen. D'Argens ein liebenswürdiger, vielseitiger Schreiber von verschwommen freidenkerischer Richtung. Chasot ein ehemaliger Militär mit zuvielen Schulden, und Darget ein gutgearteter Sekretär mit zuvielen Liebeshändeln. La Mettrie war ein Arzt, und Pöllnitz ein tatteriger Baron.

In diesem Kreis speichelleckerischer Entgleister gab es einen einzigen Mann, dessen Haltung und Achtbarkeit in schroffem Gegensatz zum Rest stand: Maupertuis, seit 1745 Präsident der Berliner Akademie der Wissenschaften. Er besaß bemerkenswerte wissenschaftliche Gaben, war ehrenhaft, war tatkräftig, aber von beschränkter Urteilsfähigkeit. Vor etlichen Jahren nun hatte Maupertuis ein – seiner Meinung nach – bedeutendes mathematisches Gesetz entdeckt: das «Prinzip der letzten Bewegung». Das Gesetz war, in der Tat, wichtig. Aber, wie Jourdain nachgewiesen hat, wandte Maupertuis es fälschlich an und erkannte nicht seine wahre Bedeutung. Jedenfalls war Maupertuis reichlich stolz auf seine Entdeckung und deshalb nicht wenig ärgerlich, als – kurz nach Voltaires Ankunft – ein Schweizer, Koenig, in einer höflichen Denkschrift sowohl Genauigkeit als Erstmaligkeit angriff unter Bezugnahme auf eine unveröffentlichte Schrift Leibnizens, in der dieser dasselbe Gesetz genauer umreißt. Anstatt nun den Fall mit geistigen Waffen auszutragen, berief Maupertuis die Akademie der Wissenschaften ein und wollte sie veranlassen, Koenig als einen Fälscher und den Brief Leibnizens als unterschoben und unecht zu erklären. Die Mitglieder der Akademie erschrakten: sie hingen mit ihren Pensionen vom guten Willen des Präsidenten ab, und sogar der berühmte Euler schämte sich nicht, diesen unsinnigen und unbilligen Urteilspruch zu unterzeichnen.

Hier nun sah Voltaire die Gelegenheit gekommen, seinem verhaßten Nebenbuhler eins auszuwischen. Eines nur ließ ihn zögern: Maupertuis in dieser Angelegenheit angreifen, hieß den König selbst angreifen. Denn bestimmt stand Friedrich hinter Maupertuis, war zudem sehr empfindlich inbezug auf den Ruf seiner Akademie und würde also zweifellos jede Einmischung als offenen Treubruch vermerken. Trotzdem beschloß Voltaire, das Wagnis einzugehen. Als erste Maßnahme

zog er seine gesamten Ersparnisse aus Berlin und legte sie beim Großherzog von Württemberg an. Dann, im September 1752, erschien in den Zeitungen ein kurzer Artikel: «Antwort eines Berliner Akademikers an einen Akademiker aus Paris.» Es war eine Zusammenfassung, vernehmend in ihrer nackten Einfachheit, ihrer durchdachten Kühle, ihrer gedrängten Kraft, des Falles Koenig gegen Maupertuis. Der furchtbare Hieb konnte nur von *einem* Manne geführt worden sein – und dieser Mann strich eine königliche Jahrespension von 800 Livres ein und trug den goldenen Schlüssel eines Kämmerers mit sich herum! Friedrich flog zum Schreibtisch und verfaßte ein Pamphlet, das er die Zeitungen auf der Titelseite veröffentlichen ließ, gedeckt vom preussischen Wappenzeichen. Die Entgegnung war flau, voll übertriebener Lobeserhebungen Maupertuis', und das königliche Wappenzeichen unterstrich nur die Hohlheit des Ausbruchs. «Adler, Szepter und Krone,» – schrieb Voltaire an seine Nichte, Madame Denis, – «sind baß erstaunt, sich hier zu finden!» Eins aber stand jetzt fest: der König hatte den Handschuh aufgenommen. Voltaires Blut war in Wallung geraten, und er bedauerte es nicht. Eine Art Überspanntheit überkam ihn: von jetzt ab stand seine Stellungnahme fest: – er würde soviel Schaden anrichten als möglich, und dann Preußen verlassen für immer.

Einstweilen nahm das Leben am Hof – das sich zumeist im Potsdamer kleinen Lusthaus *Sanssouci* abspielte – seinen gewohnten Lauf. Kam der Abend, so war es an der Zeit, sich umzukleiden und im Pomp gepuderter Perücken und blitzender Diamanten Einzug zu halten in den kleinen Musikraum, darinnen der König, nach des Tages Last und Mühe, sich erlustieren wollte auf der Flöte. Das Orchester versammelte sich, und das Konzert begann. Und dann flossen und verwoben sich die Töne, und der königliche Meister ließ den Ton in einer langen und wohlgeübten Kadenz ausklingen; das Adagio setzte ein, das wunderbare Adagio, und der Sieger von Roßbach entlockte dem Verfasser des *Candide* Tränen. Wenig später war es Abendessenszeit; Champagner floß und die Nacht endete unter Gelächter und den Epigrammen Maupertuis', den Sarkasmen Friedrichs und den Wortblitzen Voltaires.

Aber unterirdisch grollte der Vulkan. Und dann kam der Ausbruch. Voltaires Feind hatte ein Buch geschrieben: gelehrten Mischmasch zum Volksgebrauch. Das Ganze war reichlich unbedeutend. Aber Voltaire stürzte sich darauf wie der Bussard auf die Maus. Seine Gegenschrift, *Diatribes du Docteur Akakia*, ist noch springlebendig in ihrer boshaften Ausgelassenheit nach einhundertundfünfzig Jahren; mit welch

teuflischer Kunst sind die Ungereimtheiten in des armen Maupertuis' Traumgespinsten aufgedeckt, ans Tageslicht gezerrt und an den Schandpfahl ewiger Lächerlichkeit genagelt. Die Handschrift wurde Friedrich gezeigt, dem die Tränen vor Lachen herunterliefen. Aber, zwischen den Atempausen, verbot er Voltaire die Veröffentlichung unter Androhung seiner schwärzesten Ungnade. Selbstredend sparte Voltaire nicht an Versprechungen – und ein paar Tage später erschien das kleine Buch im Druck! Friedrich fand einen Ausweg, seine Wut im Zaum zu halten: er ließ sämtliche Exemplare der Ausgabe sammeln und privatim vernichten; er erteilte Voltaire einen strengen Verweis und schmeichelte sich, nichts mehr von der Sache zu hören. Ebensogut hätte er glauben können, er vermöge einem Bergrutsch Einhalt zu tun mit dem Heben seiner Hand, als Voltaire in solcher Krisis Gehorsam aufzuzwingen. Bevor der Monat um war, war ganz Deutschland von *Akakias* überschwemmt; Tausende von Abzügen waren in Holland gedruckt worden, und Ausgaben in Paris gingen ab wie warme Semmeln. « Ihre Herausforderung erstaunt mich, » wettet Friedrich in einer aufgebrachten Note. « Ich fordere Gerechtigkeit oder den Tod, » kritzelt Voltaire auf dasselbe Blatt Papier. Friedrich antwortete, indem er *Akakia*-Abzüge vom Schinder in den Straßen Berlins verbrennen ließ. Daraufhin gab Voltaire seine Bestallung zurück, seinen goldenen Schlüssel und seine Pension. Eine letzte Woche kam mit Soupers in Potsdam – « Damokles-Soupers » nannte sie Voltaire – und dann, am 26. März 1753, trennten sich die beiden Männer für immer.

Der Sturm schien vorüber. Aber Voltaire, auf seiner Reise nach Plombières, machte in Leipzig Halt und konnte trotz wiederholter gegenteiliger Versprechungen der Versuchung nicht widerstehen, eine neue und erweiterte *Akakia*-Ausgabe aufzulegen. Gleichzeitig hatte sich der König zu einer Gewaltmaßnahme entschlossen. Ihm war plötzlich eingefallen, daß Voltaire einen der seltenen privaten Druckabzüge eines jener dichterischen Werke mit sich genommen hatte, an die er so viel Mühe wandte; er entsann sich, daß äußerst gewagte Stellen darin enthalten waren, und es schien ihm nicht unmöglich, daß diese Stellen von dem böswilligen Franzosen der Welt übergeben würden. So wenigstens lauteten später seine eigenen Entschuldigungen. Jedenfalls gab er dem Statthalter Frankfurts, das Voltaires nächster Berührungspunkt war, Weisung, den Dichter in Haft zu nehmen, bis er die königliche Handschrift ausgeliefert habe...

Nach fünfwöchentlicher Freiheitsberaubung war Voltaire frei; frei

in jedem Sinne des Wortes, frei von königlichen Diensten, von den Schikanen des Statthalters, frei in sich, frei seinem Schicksal zu folgen. Er verzog mehrere Monate lang und ließ sich dann am Genfersee nieder. Dort flammten die Feuer auf, die so lange in den Tiefen seines Geistes geglimmt hatten, und loderten über Europa, hochragend und unauslöschlich. Einige Jahre später begannen Briefe aus Berlin zu kommen und dorthin zu gehen. Erst grollte in ihnen noch der alte Hader; mit der Zeit aber gerieten sowohl das Vergehen an Maupertuis als auch das unselige Frankfurter Abenteuer in Vergessenheit. Zwanzig Jahre verstrichen, und der König von Preußen unterbreitete seine Verse so ängstlich wie je Voltaire, dessen Lobeserhebungen und Neckereien sich im gewohnten Strom ergossen. Aber ihre Beziehung war nicht länger die von Lehrer zu Schüler, Hofmann zu König; sie war die zweier unabhängiger und gleicher Mächte. Sogar Friedrich der Große mußte zuletzt in dem Patriarchen von Ferney etwas anderes erkennen lernen als einen Affen mit Begabung für französische Verse. Er lernte den Verfasser des *Akakia* hochachten und sein Gedächtnis ehren. « Ich schließe ihn jeden Morgen ein in mein Gebet » – gestand er d'Alembert, als Voltaire seit zwei Jahren im Grabe ruhte. « Ich sage ihm: Göttlicher Voltaire – ora pro nobis! »